

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 3: **Einbürgerung der Kunst? : Um ein neues Selbstverständnis der Kritik**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

THEATER, PUBLIKUM, KRITIK

Ich habe einen Artikel von Siegfried Melchinger über sein Gespräch mit Dürrenmatt gelesen. Es gibt nicht viele Dramatiker, die mir etwas neues sagen können, aber Dürrenmatt sagte es mir. Ich muss bekennen, dass mir nicht alle seine Werke gefallen, was bedeutet, dass ich nicht alle seine Werke verstehe, mit andern Worten, nicht mitspiele. Seine «Alte Dame» aber beeindruckte mich sehr, aber es ist auch möglich, dass er mich und andere Zuschauer ganz anders beeindrucken wollte.

Dürrenmatt hat recht: Es gibt keine Eindeutigkeit in Theaterstücken, und es ist möglich, dass er überhaupt nicht weiss, was er geschrieben hat, wie – sagen wir – Cervantes nicht wusste, was er schrieb. Jedes Stück muss also viele Bedeutungen haben, eine Struktur von klaren und allgemeinen Schichten bis zu den seltenen, ganz individuellen und unerwarteten. Aber ich bin ein Tscheche und ich bin gewohnt oder vielmehr fähig, vor allem die letzten, ganz versteckten Deutungen klar zu sehen. Auch in sogenannten politischen Stücken, die keine andere aktuelle Deutung haben (vielleicht nur eine historische, aber das werden nur unsere Enkelkinder beurteilen können). Ich glaube, dass Menschen in Staaten unter einer Diktatur die Fähigkeit haben, etwas zu sehen, was im Hintergrund liegt. Vielleicht wird einmal in Staaten unter der Diktatur eine ganz neue Literatur entstehen, sagen wir ein Kryptodrama, etwas wie eine umgekehrte Anekdote, wo eine Person, die in eine peinliche, also komische Situation geriet, keinen Grund zum Lachen hat. Aber wir lachen trotzdem

über diese unglückliche Person, weil das Lächerliche uns vordergründig dargelegt wird.

Die Menschen in Ländern unter einer Diktatur können Zeitungen sehr gut zwischen den Zeilen lesen, Bilder, Photographien und dokumentarische Filme gerade verkehrt, wie in einer Photolinse, sehen, sie können nicht nur Worte, sondern auch die Intonationen und die Pausen zwischen den Worten hören. Ja, es ist gut möglich, dass wir einmal eine neue Literatur haben werden, vielleicht eine symbolische oder auf konventionelle Zeichen begründete, wie zum Beispiel: die grünen und roten Lichter an den Kreuzungen, Zeichen für Automobilisten, Wegweiser, Kirchenglocken, die weissen Handschuhe der Polizisten oder früher die Rauchzeichen der Indianer, die ihre Nachbarn vor dem kommenden Feinde warnten. Es wird vielleicht eine neue Literatur, aber eine sehr, sehr arme, weil alle diese Auto-Licht-Rauch-Kirchenglocken- und Weissehandschuhe-Zeichen, sehr kurze, bündige Informationen, nur über unsere Vernunft gehen, aber unsere Phantasie nicht reizen.

Ich kann mir keinen Polizisten vorstellen, der mit Humor Zeichen macht, um Autos, Trams und Fussgänger anzuhalten. Aber Literatur ohne Humor ist heute keine Literatur, kein Drama, weil wir in der Literatur suchen, was wir in der Wirklichkeit, die sehr nüchtern und ganz und gar nicht lächerlich ist, nicht haben.

Humor ist Kritik? Eindeutige Kritik? Aber wer soll kritisieren? Der Autor? Aber wen? Den Zuschauer? Übrigens

gehört der Zuschauer wie der Autor zum Theater, er ist auch ein Schauspieler, wenn auch ein unbekannter, der mitspielt, reagiert, klatscht, pfeift, zustimmt oder protestiert, zufrieden ist oder sich ärgert. Dieser unbekannte Schauspieler kann Dürrenmatts Stück – und meines – vernichten oder erfolgreich machen.

Ich glaube nicht an die Kritik, weil sie an die Vernunft appelliert. Wir sind müde von dieser Kritik, weil wir wissen, dass wir mit Vernunft und Logik am Ende sind. Ist es vernünftig, Ware zu fabrizieren, die wir niemals benützen können? Es ist doch idiotisch. Etwas fabrizieren, zum Beispiel Atombomben, die wir niemals benützen werden, ist ein Unsinn. Will also Dürrenmatt vernünftig sein? Ich will nicht.

Dürrenmatt hat recht: «Wenn sich alle einig sind, habe ich nichts zu sagen.» Wenn ich in Gesellschaft von Menschen komme, die alle Kopf stehen, muss ich auf meinen Beinen stehen bleiben, um über diese ungewöhnliche Situation zu staunen. Wenn ich auch Kopf stehen würde, dann ist alles ganz normal, kein Kriterium, wir sind alle einig, und wir dürfen einander nicht unsere idiotischen Positionen vorwerfen. Ich glaube, dass ein Dramatiker wissen oder eher fühlen muss, was mit den Zuschauern los ist. Wenn sie in normalen vernünftigen Positionen sind, muss der Dramatiker selbst Kopf stehen und ihnen etwas sagen, was sie keinem auch auf den Beinen stehenden Menschen glauben würden. Wenn sie aber Kopf stehen, muss er auf den Beinen stehen bleiben, um sagen zu können, dass etwas in ihrem Leben nicht stimmt. Ich glaube, wir sollten nicht kritisieren, sondern an die Zuschauer-

gefühle appellieren. Im ganzen gesehen sind die Menschen nicht dumm, trotz der Zeitungen, die sie lesen, trotz der Filme, des Fernsehens und anderer Massenmedien, die sie konsumieren; sie sind nicht zu dumm, um richtig zu kapieren, wo, wann und wer die Spielregeln ignoriert und so das Spiel verdirbt. Viele Menschen sind vielleicht wirklich dumm oder von diesen Massenmedien dumm geworden, aber sie sind immer weise, wenigstens in bestimmten Momenten und in bestimmten Situationen.

Dürrenmatt glaubt, dass das Urspiel das Gericht war. Aber das Gericht ist schon fast eine vollkommene Sache. Es hat drei Schichten: Hauptdarsteller, Gegenspieler und die Zuschauer, zu welchen auch der Richter gehört, der in ihrem Namen und gemäss ihren Traditionen richtet, also sich mit ihnen identifiziert. Ich glaube, dass das erste primitive Spiel nur Spieler und Gegenspieler hatte, die zugleich Zuschauer waren. Es war der Krieg. Die ersten Menschen, nicht die historischen, sondern die erst auf beiden Beinen zu stehen lernten, hatten wahrscheinlich keine Vorstellungen über Gott, Gerechtigkeit, Recht und Gericht. Sie hatten nur Angst vor unbekanntem und Lust zu essen, zu trinken, sich zu vermehren, zu spielen und zu kämpfen. Und ihr bestes Spiel war der Krieg. Erst später nach dem Krieg zwischen Familien oder Stamm gegen Stamm ersannen sie ein Gericht, um zu urteilen, wer schuldig war, den Schaden zu zahlen hat und über den eigenen Mut zu schwatzen.

Nicolaj Terlecký

INTERNATIONALE CHARLES-VEILLON-PREISE

Am 17. Mai wurden in Lausanne die Charles-Veillon-Preisträger für 1969 bekanntgegeben. Die Jury für den deutschsprachigen Roman entschied sich für *Hans G. Adler* und seinen Roman «Panorama»

(Walter-Verlag, Olten). Der Preis für ein Werk französischer Sprache ging an die Waadtländerin *Suzanne Derieux* für das Buch «L'Enfant et la Mort» (Editions Rencontre, Lausanne). Die Jury für den

Roman italienischer Sprache erkor *Piero Scanziani* und den Roman «Libro bianco» (Edizione Elvetica, Chiasso e Roma).

*

Es ist üblich, daß die Präsidenten der drei Abteilungen der Jury die Entscheide kurz begründen, und es besteht Anlaß, für einmal von dem auszugehen, was bei dieser Gelegenheit in Lausanne zu hören war. Professor *Max Wehrli* (Zürich), der Präsident der deutschsprachigen Jury, nannte die Auszeichnung von Hans G. Adler für die Jury selbst überraschend. Der Roman «Panorama» zeichne sich nicht durch neue oder besonders interessante Stilmerkmale aus. Er sei ein Stück Bewältigung der Vergangenheit, nämlich der Jahre unmittelbar vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. «Panorama» sei ein Buch, in dem das Schicksal eines deutsch-jüdischen Pragers, der Zwangsarbeit, Konzentrationslager und Emigration zu erleiden hat, erzählt und reflektiert werde. Für die italienische Jury sprach Professor *Reto Roedel* (St. Gallen). Auch hier war zu vernehmen, daß es sich bei dem Roman «Libro bianco» um ein erzählendes Buch handle, das wesentliche Probleme unserer menschlichen Existenz ohne Rhetorik, ohne «acrobazie stilistiche» (wie übrigens auch im offiziellen Communiqué zu lesen ist) und ohne Lehrhaftigkeit darstelle. Während die beiden Schweizer sich ihrer Aufgabe eher nüchtern und im Tone sachlicher Rechenhaftigkeit entledigten, entfaltete *André Chamson*, der dritte Jury-Präsident, die blendende Eloquenz des form- und stilsicheren Franzosen, um «L'Enfant et la Mort» und seine Autorin Suzanne Derieux vorzustellen. Nur entsprach der Informationswert dieser frei gehaltenen Ansprache bei weitem nicht ihrem rhetorischen Aufwand. Schließlich ist die Tatsache, daß da eine Schriftstellerin die Geschichte ihrer Kindheit und des Todes der über alles geliebten Mutter erzählt, noch keine zureichende Begründung für die Auszeichnung.

Die Internationalen Charles-Veillon-Preise sind eine Institution, die wir nicht mehr missen möchten. In den nunmehr ein-

undzwanzig Jahren, seit denen sie ausgerichtet werden, fiel die Wahl oft auf bedeutende und die Literatur der Gegenwart würdig repräsentierende Werke, ohne daß jemals einer Mode oder einem vorherrschenden Trend nachgegeben wurde. Die Internationalität und die Unabhängigkeit sind Qualitäten, die sich auf die Entscheide der Jury positiv auswirken. Bei diesem wie sonst wohl bei keinem andern bedeutenden Literaturpreis sind darum echte Überraschungen noch möglich. Er ist nicht ein Teil des Karussells, bei dem mit schöner Regelmässigkeit immer die gleichen Namen herauskommen. Der Charles-Veillon-Preis ist auch frei vom Zwang, unbedingt heutig zu sein. Dass die Tradition als lebendige Kraft Gegenwart und Zukunft mitgestaltet, verleugnet seine Jury in ihren Entscheiden nicht und handelt damit zweifellos auch im Sinne des Stifters.

Es kann nicht unsere Absicht sein, im Rahmen dieses kurzen Berichts die Preise für das Jahr 1969 im Hinblick auf das eben Gesagte kritisch zu prüfen. Wenn wir jedoch bedenken, dass das Reglement nur eine Jurierung jeweils angemeldeter Werke vorsieht und dass sich ein Autor oder auch ein Verlag für seinen Autor um den Preis bewerben muss, so kommt den Kriterien, die beispielsweise in den kurzen Begründungen der Jury-Präsidenten sichtbar werden, noch eine andere Bedeutung zu als bloss die, die Vorzüge der jeweils erkorenen Werke zu charakterisieren. Hier wird schliesslich auch das Image der Auszeichnung, das literarische Prestige des Charles-Veillon-Preises mitbestimmt. Konkret gesagt: Wer sich an den Wortlaut der präsidialen Begründungen hält, muss annehmen, dass es auf menschliche Leistung (im Fall des Romanciers, Soziologen, Psychologen und Historikers Hans G. Adler) ankommt, wenn man da obenausschwingen will, dass «acrobazie stilistiche» (was immer man darunter verstehen will) eher verpönt sind und dass die Geschichte einer Kindheit, die uns an die eigene erinnert, um dieser Eigenschaft willen als preiswürdig erachtet wird. Fairerweise muss zugegeben werden, dass ein Aussenstehender nicht wissen

kann, was alles eingereicht war und zwischen welchen Werken die drei Preisgerichte zu wählen hatten. Einzig die französische Jury erwähnt in ihrem Communiqué noch zwei Romane, die offenbar bis zuletzt zur Diskussion gestanden haben: «Le Temps Infini» von *Yvonne Escoula* (Editions Gallimard, Paris) und «L'Alphabet du Matin» von Alice Rivaz (Editions Rencontre, Lausanne). Aber darüber hinaus lagen in Lausanne keine Informationen auf. Worauf es in diesem Zusammenhang einzig ankommt, das sind die Kriterien, die in den präsidialen Begründungen und in der Kurzform der Pressemitteilungen allenfalls erkennbar sind. Der Eindruck, der sich dabei ergibt – und es sei zugegeben, dass es ein vorläufiger Eindruck ist –, wird Autoren der schwierigeren Art, die formal und mit Bezug auf ihre Aussage vielleicht als Aussenseiter, Pröbler und Sucher anzusprechen sind, nicht gerade ermuntern, hier mitzukonkurrieren. Wir hatten schon Ursache, die Jury für den deutschsprachigen Roman zu ihrer Risikofreudigkeit zu beglückwünschen, damals nämlich, als sie Jörg Steiners «Ein Messer für den ehrlichen Finder» auszeichnete: ein Buch, das sicher keine brillante und vollendete Leistung repräsentiert, das aber Fragen stellt und ein Zeugnis der Beunruhigung ist. Vergleichen wir damit die in diesem Jahr ausgezeichneten Werke, vergleichen wir insbesondere die Begründungen für diese Wahl, dann liegt der Schluss nahe, hier habe für einmal das Sichere, Gediegene oder ganz einfach das Unproblematische obenausgeschwungen. Nicht das, was von den Rändern her an schöpferischer Kraft hereinbricht, sondern die solide Mitte ist diesmal zum Zuge gekommen. Zweifellos verdient sie die Ehrung, ja man kann in guten Treuen der Überzeugung sein, Nonkonformismus und Experiment seien in

literarischen und künstlerischen Dingen heutzutage weit eher zu hoch als zu niedrig kotiert.

Aber man muss doch sehen, dass sich Überlegungen dieser Art nicht ohne grundsätzliche Überprüfung des eigenen Standpunktes anstellen lassen. Die Zeit ist erfüllt vom Kampfgeschrei um die gerechte Kritik, um die Funktion der Literatur, um Kriterien, die über die «innere Absicht» und über die Einheit von «Form» und «Inhalt» um einiges hinausgehen und nach dem fragen, was der elitäre Ästhet bislang weit von sich gewiesen hat: nach der Zeitgemässheit, das heisst nach Zeugnis und Bekenntnis in der Geschichte, die unsere Wirklichkeit ist. Das Mäzenatentum, hoch zu loben und gerade in einer Zeit wie dieser als Entschluss und Leistung von höchstem Wert, gerät je länger je mehr in Schwierigkeiten. Ob der Staat oder ob private Initiative das künstlerische Schaffen begünstigen wollen, die Friktionen häufen sich. Unlängst hat die Verleihung der Berliner Fonatane-Preise grosse Publizität erhalten durch die Rüpelhaftigkeit, mit der die Preisträger die Feier der Übergabe störten. Ich will nicht hoffen – und es ist glücklicherweise auch nicht zu befürchten, dass dergleichen sich je im Zusammenhang mit den Internationalen Charles-Veillon-Preisen ereignen könnte. Hier fördert ein Mann auf seine Weise grosszügig das Schrifttum, lässt kompetente Beurteiler die Preisträger erküren und hat in nunmehr zwei Jahrzehnten viel für die Literatur unserer Gegenwart getan. Damit seine noble Tätigkeit als Mäzen auch weiterhin fruchtbar sei, muss man vielleicht doch an jene unschönen Szenen in Berlin erinnern, da sie immerhin Symptome sind. Symptome dafür, dass Literatur und Kunst nicht länger schöne Reserven sind.

Anton Krättli